

KULTUR-KOLUMNE

„E bissle isch besser als wie nix“!



VON
JOSÉ F.A.
OLIVER

„O lätz om Bändel! Alles verruckt, alles nu verruckt!“

Um sich vor der Pest zu schützen, so entnehme ich den althistorischen und fastnachtlichen Geheimdokumenten, die ich einmal im Jahr aus meinem Geschichtsarchiv hervorkrame und abstaube, hielten sich die Menschen Riechäpfel, Duftschwämme oder Kräuterbeutel vor die Nase.

Angesichts der Aufzeichnungen aus jenen grauenvollen Zeiten des „Schwarzen Todes“, in denen Millionen von Menschen der verheerenden Seuche anheimfielen, können wir von einer katastrophalen Heimsuchung sprechen. Die Schriften überliefern in den Jahren zwischen 1347 und 1353 die Zahl von 25 (bis zu 50) Millionen Toten. Das war – je nach Schätzung – ein Drittel der damaligen europäischen Bevölkerung.

Angesichts eines Elends solchen Ausmaßes suchten viele einen gewissen Schutz in der Verwendung von Duftstoffen wie Wacholder, Amber, Zitronenmelisse, Grüne Minze, Kampfer, Gewürznelken, Myrrhe und Rosen. Sie hofften, mit deren wirkungsmächtigen Eigenschaften dem Tod zu entkommen. Die Vorrichtung, die

man dann für diese Abwehrtatzen aus praktischen Gründen irgendwann entwickelte, blieb nicht ohne Folgen für das spätere „Fastnachtstreiben“ in manchen Regionen und für einige seiner Figuren.

Die Idee für das „Nasenfutteral“, in das man diese „Schutzduftträger“ stecken konnte, soll ein gewisser Charles de L’Orme gehabt haben. „Erster Arzt“ am Hofe Ludwigs XIII. Damit war die „Pestmaske“ geboren. Die von vielen Ärzten schließlich aufgesetzte „Schnabelmaske“, die heute noch im venezianischen Karneval zu sehen ist.

Stellt sich die Frage, was dereinst aus unseren Tagen als Teil eines „Fasentshäs“ erwachsen könnte – „zukunfts-historisch“ betrachtet. Wer weiß, was sich aus dem Mund-Nasen-Schutz künftig schneiden oder schnitzen lassen wird. Wir sind mittendrin im Geschehen.

„uff de Gass“

Der britische Schriftsteller und Journalist Mark Honigsbaum hat es vor Kurzem in einem Interview auf den Punkt gebracht: „Es ist wirklich deprimierend und grausig, dass die Welt diese Pandemie erlebt. Aber ich muss zugeben, dass es für mich als Historiker gleichzeitig sehr aufregend ist. Ich habe wirklich das Gefühl, in der Geschichte zu leben. Die Erfahrung, eine Pandemie am eigenen Leib zu erleben, schenkt mir neue Perspektiven. Historiker stellen einen Dialog zwischen der

Vergangenheit und der Gegenwart her. Geschichte ist eine Wissenschaft, aber auch eine Kunst. Und Teil der Kunst ist es, sich in die Köpfe von Menschen zu begeben, die ein Ereignis erlebt haben. Zu versuchen, zu verstehen, warum sie etwas getan haben – und welche Bedeutung sie etwa einer Pandemie beigemessen haben.“

Ich schreibe diese Kolumne an einem „Schmutzige“. Sie fällt mir nicht leicht. Der Tag fällt mir noch schwerer! Normalerweise – ach, was haben wir für schwäbisch-alemannische Glanzzeiten erlebt – wäre ich „uff de Gass“ und würde mir von heute an bis zum Aschermittwoch eine anständige Portion Auszeit gönnen. Frohsinn, Heiterkeit und all die wundersam schelmischen Augenblicke zwischen „Schellen, Masken und Marotten“ in purer Sinneslust und reinsten Gaumenfreude bis in die frühen Morgenstunden genießen und ausreizen. So, dass „alle Engele zemme de Hals nablaufe däte“.

Ja, die „fasentsnährische“ Logik ist eine andere. Eine aus den Angeln gehobene Nähe, die bisher meistens unangestrengt Erholsames bot. Doch in diesem Jahr ist wirklich alles so richtig auf den Kopf gestellt. Wobei das Bild ja gar nicht mehr ausreichen möchte, um eine passende Beschreibung dafür zu finden, was wir zurzeit erleben (müssen). Unser Leben ist derart in einer sich immer schneller beschleunigenden Achterbahnfahrt durcheinandergewir-

belt, dass nahezu sämtliche Perspektiven kontinuierlich und von jetzt auf nachher und immer wieder von Neuem verloren gehen.

Insofern müsste das allumfassende, diesjährige Fastnachtsmotto wohl eher ein Ausruf wie dieser sein: „A bissle Normalisi-Dierfe – do wär i froh. Narri! Narro!“

Ich weiß an diesem so besonderen Donnerstaggar nicht mehr, welche meiner Identitäten närrisch sind und welche nicht. So sehr kämpfen meine Gefühle und Gedanken angesichts der pandemischen Lage gegeneinander. Und genau deshalb werde ich mir, am heutigen „Fasentsomschdig“, einen „Husacher Datschkueche“ gönnen. Getreu nach unserem diesjährigen Fastnachtsmotto in „Huse“: „E bissle isch besser als wie nix“! Ein kleines Trosthäppchen, der aus einer anderen Zeit kulinarisch in den Mund schunkelt. Ein köstlicher Widerstand „us de Backstüb“. Und seis daheim.

Die Zutaten für den „Husacher Datschkueche“, das sei noch schnell verraten, sind: Brotteig, Kartoffeln, Äpfel, Kirschwasser, Zwiebeln, Schmalz, Butterfett, Zimt, Zucker ... alles andere ist einfach nur zu schmecken und zu riechen – wie früher. „Un e gute Grumbieresupp dezue! E Erdepfelsupp duet ’s au. Odder e Kartoffelsupp!“

Bis bald!